

Am Rheinfall

Autor(en): **Speck, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

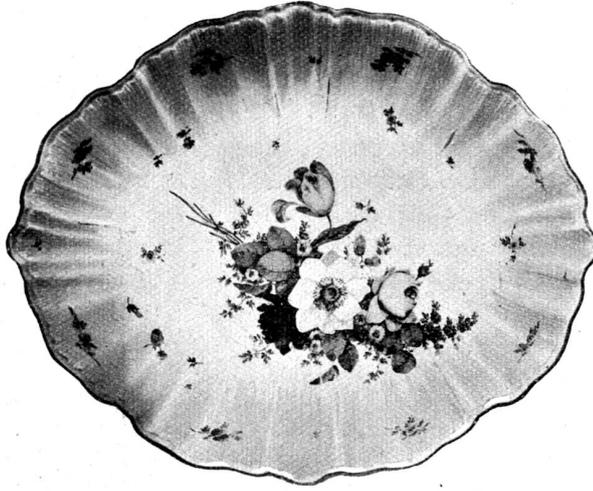
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

heimische Liebhaber, Sammler und Museumsdirektoren suchen bei den Händlern altes Zürcher Porzellan, und: „Hat man keins, so macht man eins“. Anfangs waren die gefälschten Zürcher Porzellane, die sogar die blau eingebraunte alte Fabrikmarke tragen, noch leicht zu erkennen, indem die bläulichweiße Masse und moderne flüchtige Malerei den Ursprung verrieten. Allein die Herren Fälscher sind der Situation gewachsen, und heute wird sogar die eigentümliche gelbliche Farbe des Zürcher Porzellans nachgeahmt. Woran man aber die Fälschung immer erkennen kann, das ist die weit weniger sorgfältig ausgeführte Bemalung. Es genügt,



ein echtes altes Stück des gleichen Dekors neben das verdächtige zu halten, um den Unterschied selbst mit ungeübten Augen sofort zu entdecken. Die Preise des echten Zürcher Porzellans sind in den letzten zehn Jahren so enorm gestiegen, daß die Ver- suchung, der immer anwachsenden Nachfrage durch Fälsficate zu entsprechen, eine große ist und bleiben wird.

Das Zürcher Porzellan bildet einen würdigen Abschluß in der Geschichte des zürcherischen Kunstgewerbes, das nach jahrhundertlanger Blüte mit der Revolution verschwand. Seiner schweizerischen Eigenart und seiner Schönheit wegen verdient es von uns in Ehren gehalten zu werden.

S. Angl, Zürich.

Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Speck, Schaffhausen.

Die Blätter an den Zweigen schauern,
Am Himmel zieht ein Wolkenflug,
Im Grunde graue Nebel kauern,
Am Wasser weben leise Flöre,
Die Kluten summen Weibehöre,
Die Nacht tut einen Atemzug.

Und dann erhebt der Strom die Stimme.
In einem großen Tone nur
Hallt es als wie in wildem Grimme,
Wo schäumend dort die Wogen spritzen,
Die Wellensäume silbern blitzen:
„Nur dir — nur einzig dir, Natur!“

Ich sah wohl so an deinem Ufer,
Dort in der stillen, stillen Nacht...
Ich lieb' den Strom und lieb' die Ufer,
Wo deine reinen Brüste leuchten
Und deine lieben Augen feuchten
Mit Tränen dort die stumme Nacht.

Und das ist unser Schloß im Werb; ein festes Haus... Und hier ist der Rheinfall,“ sagte Johannes Peyer, Abt des reichen und mächtigen Klosters Allerheiligen zu Schaffhausen.

Sie standen vorn auf der Brücke, die das Insel- schloß mit dem festen Land verband. Und während die Klosterknechte polternd über die Brücke liefen, dem Tor zu, das dem hohen Besuch zu Ehren mit dem Wappen- schild der Peyer und grünem Meißig geschmückt war, blieb der Abt vorn stehen und wiederholte, zu seinem Patenkind und Schützling, Hamann von Mandach, ge- wendet, sanft und traurig:

„Ein festes Haus, ja... Und dort sind die Kloster- mühlen und Hammerwerke, da der Rheinfall, drüben deine einstweilige Heimat, das Schloß Laufen. Siehst du? Sie haben viele reiche Bücher aufgehängt. Und deine Pse-

gerin, die edle Frau Barbara von Sulach, steht auf dem Söller.“

Die Klosterknechte stampften noch immer und lärmten im Hofe herum, wo sie die Klosterlehensleute von Wörth, der alte Gälzer an der Spitze, empfingen. Der Abt hustete stark und mühte seine Greisenstimme, den Lärm und das Donnern des Falls zu übertönen, während seine alten Augen auf der Zinne des stattlichen Schlosses Laufen Frau Barbara von Sulach suchten.

Sein Schützling, der sechsundzwanzigjährige Hamann von Mandach, schwieg noch immer. Er trug das Ordens- kleid eines Konventualen von Allerheiligen, das ihm wie ein Frauenkleid um den zarten, aber wohlgebildeten Leib hing. Er war kaum mittelgroß und hatte ein über- aus feines Gesicht, fast wie ein Mädchenantlitz mit großen dunkelblauen Augen. Die Augen hatten dunkle Schatten, und sein Gesicht war so blaß und müde, sein Leib so schwächlich, als habe er eben erst eine schwere Krankheit überstanden.

Nun schaute er nicht auf die Klostermühlen und Hammerwerke, die ihm sein großer Pate zeigte, und nicht auf das feste Insel- schloß Wörth, das seinem mächtigen Kloster gehörte, auch nicht nach dem hohen Schloß Laufen, wo er doch nach dem Willen seines Paten ein halbes Jahr zubringen sollte, um seine Genesung zu fördern, seine Schwermut zu verlieren, und vor allem, um aus seiner Bücherei fortzukommen.

Ja, das war so gegangen:

Er, Hamann von Mandach, war als Kind ins Kloster gekommen, und es war sicher, daß er einst der Nach- folger seines Paten, des Abtes Johannes Peyer würde,

wie sein Bruder, Heinrich von Mandach, Abt des nahen Klosters Rheinau war. Der junge Hamann hatte viel gelernt, mehr wie gut war, und außer der Bücherei des großen Klosters nur seine Zelle, die Kirche und den großen Baumgarten hinten am Rhein gesehen. Und er kannte niemand als seinen großen Pate und den alten Bruder Pankratius, der ihn mit seinen mächtigen, haarigen Armen immer hochgehalten hatte, wenn er im Baumgarten Lust nach Äpfeln oder Birnen bekam. Der Bruder Pankratius war nämlich der Klostergärtner, ein braver, treuer Mann, der freilich hin und wieder ein wenig fluchte, rülperte und auf den Boden spuckte.

Hamann hatte gelernt, viel gelernt, und sein Kloster war stolz auf ihn und seine Kenntnisse. Und das ging so bis zu seinen zwanziger Jahren. Da kamen ihm die Schriften von Wicliff, Johannes Huß und andern in die Hände. Sein Grübelsinn forschte, verglich und zog Schlüsse. Aber wenn dann die Orgel brauste, der ernste Chor der Mönche sang und der Weihrauch in duftenden, grauen Schwaden nach der Kirchendecke zog, da faßte ihn die Gewalt seines Glaubens, die Schönheit und fromme Mystik seiner Religion, und er glaubte. Und wenn dann wieder der Glauben vor seinen Zweifeln schwand, dann betete er um seinen Glauben, um das selige Gefühl seines religiösen Rauhes. Er betete lange und heiß, und wenn die Zweifel nicht schwanden, dann fastete er, durchwachte auf den harten, kalten Steinfliesen der Kirche die Nächte und geißelte sich bis aufs Blut. Durch all dieses war er vergangenen Winter krank, todkrank geworden, und sein Pate, der ihn lieb hatte, mehr als ein Klostermann lieb haben sollte, sein Pate brachte ihn heute, am ersten Donnerstag nach Ostern, nach dem Schloß Laufen, wo Frau Barbara, eine fromme, edle Frau, ihn bis zu seiner vollen Genesung pflegen sollte. . . .

So standen sie nun vorn an der Brücke.

„Hamann,“ begann wieder die sanfte Stimme des Abtes, „das sind die Klostermühlen und die Hammerwerke . . . und das der Rheinfall.“

Der Kranke nickte traurig. Er konnte kaum noch stehen vor Müdigkeit. Aber er sah nicht nach den Hammerwerken und den Klostermühlen; er schaute auf den Rheinfall. Der Frühlingwind kam in breiten dufte-schwängerten Wogen daher, und ein breites Sonnenlicht lag auf dem Strom. Der Wind machte ihn müde und traurig, und die Sonne schien so weiß und war so warm.

Die dunkelgrünen Fluten kamen langsam und majestätisch heran, brachen sich hier und dort an den ersten Riffen, und es war, als fäße den Strom ein wilber



Die Nacht. Nach dem Gemälde (1894) von Hans Beat Wieland, Basel-München, in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Hebe deine ganze Macht,

Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Lenau.

Mut. Er lief rascher, bog ächzend die Uferbäume, die sich vor seiner Gewalt neigten, schäumte drohend an den Felsen auf, schoß dann immer schneller dem Fall zu und stürzte sich mit einem rollenden, donnernden Schlachtruf in die Tiefe. Da war nichts wie Gischt und Wasserstaub, flimmernde Atome und weißliche Milchhügel, die in der Sonne bald rot, bald bläulichviolett schimmerten. Die empörten Wellen schäumten nochmals auf, wirbelten sich herum und füllten dann ruhig das weite, grüne Becken. Nur tief unten, irgendwo auf dem Grundklang noch die Kampfesmelodie herauf, während der Strom mit breiter ruhiger Brust talab zog und die Uferwellen mit monotonem Rauschen, wie ein ewiger ruhiger Atemzug, an das Ufer drängten.

Das ist das Leben, dachte der Konventuale, und er fragte sich, ob wohl seine Mühen und Kämpfe und seine Krankheit dieser Fall gewesen, ob nun der Lebensstrom ruhig dahinziehe bis an sein Ende — oder ob er nur die ersten Riffe erreicht und der Fall noch kommen müsse.

Aber er fühlte nicht den wilden Mut des Stromes. Er fürchtete sich vor dem Sturz, und irgendetwas in seinem Innern machte ihn traurig und bange...

„Ho — o — hoo!“ schrie unten am Strom die Stimme des alten Klostermannes Gälzer, der sein Schiff zur Ueberfahrt bereit machte.

„Ho — o — hoo!“ brüllte er wieder, als sollte die Lunge plagen. „Man ko — o — ommt... Se — e — eht euch vor — o — or!“

Er war ganz rot vor Anstrengung, und seine Stimme nahm einen gurgelnden Ton an, als würde er gehängt.

„Man ruft,“ sagte der Abt und nahm den Kranken beim Arm, um ihn zu stützen. Dann gingen beide über die Brücke und durch das geschmückte Tor, durch den Hof, wo die Leute ehrfurchtsvoll zur Seite traten, und die schmale, schlüpfrige Felsenstiege hinunter, wo sie in das Boot stiegen. Es war das größte Fischerschiff, das der Klosterlebensmann von Wörth hatte. In der Spitze hatte man Rissen zusammengetragen für den Abt und den Kranken. An einem Flaggenmast hingen schöne, golddurchwirkte Tücher mit den Wappen der Peyer, von Mandach und Julach. Erst das der Peyer: ein geschlossener Zierhelm mit goldener Kette und Münze, im goldenen Feld ein vierspeichiges Rad. Dann das der Julach: in senkrecht geteiltem goldenem Feld ein schreitender Löwe, im blauen Halbfeld ein silberner Halbmond. In der Mitte hing das Wappen der Mandach: auf geschlossenem Visir ein Mohr in blutrottem Wams, mit roten Lippen und goldenen Ohrringen, unten, in wagrecht geteiltem Feld wieder der Mohr auf Silbergrund; die zweite Hälfte war zinnoberrot und ohne jede Figur.

Als alle im Schiff waren, band man die Kette los, und der alte Gälzer, der hinten im Boot stand, trieb es nach Schifferart mit einigen ruhigen kräftigen Stößen seiner langen Schaufelruder in den Strom hinaus. Das Boot war so sehr gefüllt, daß die immer stärker schaukelnden Wellen bis an die grünen Kränze, mit denen der Schiffsrand geschmückt war, hinaufleckten. Und in der Mitte des Stromes, wo man dem Fall ganz nahe kam, sprühte der Wasserstaub ins Schiff und durchnäßte die niedersteigenden Dunstwolken die Zusassen.

Ueber alldem war ein blaßblauer Himmel. Die Sonne schien zum ersten Mal warm und frühlingshaft. An den Uferbüschen trieben die saftglänzenden braunen Knospen und sprang das erste Grün hervor. Die umliegenden Höhen zeigten noch ein verwaschenes Gelb; dazwischen lagen resedagrüne Flecken.

Der Kranke sah dies, und es war ihm bei dem Schaukeln des Bootes, als sei er noch ein Kind, liege in der Wiege und schaue mit einer ruhigen Gedankenlosigkeit in die Weite. Er dachte nicht mehr an das düsterernste Requiem, an den feierlichen Mönchsgesang und die Weihrauchwolken. Er hörte nicht mehr das murmelnde Gebet der Menge und den hallenden Schritt in den Arkaden. Es war ihm, als liege er in einer blumenreichen Wiese mit lässiggelösten müden Gliedern.

Das Boot stieß auf der anderen Seite an das Ufer, das hier eine kleine Zunge bildend in den Rhein vorsprang. Das Wasser war da sehr tief, dunkelgrün und beinahe ohne jede Bewegung. Das war der Ort, wo die Burgleute von Laufen fischten.

Auf der Landzunge stand der alte Rüeiger Pfister, ein in der Runde bekannter, weitgereister Kriegsmann. In seiner Jugend war er als Kriegsknecht in ganz Deutschland herum, ja bis ins Welschland hineingekommen. Später war er in den Dienst der Julach getreten und aß nun in seinem Alter als Schloßvogt das Gnadenbrot. Er stand mit seinen sechzig Jahren immer noch stramm und trug immer noch die Bleckkappe und das dicke Lederwams.

Ihm zur Seite war Hans Urfar, ein Sohn der ältesten Familie aus dem Dorfe Urfar oder Nohl. Das Dorf Nohl lag ein wenig weiter unten am Rhein und gehörte denen von Julach. Die Urfar waren angesehene Freibauern, die trotzig auf ihrer Scholle saßen und sich den Ritters gleichstellten. Hans Urfar hatte Dienst auf dem Schloß genommen, um von dem alten Rüeiger Pfister das Kriegshandwerk zu lernen.

Hinter den beiden standen vier starke Schloßknechte.

Der junge Urfar warf sich in die Brust, daß man seinen schönen, mit Quasten verzierten Leudner sehen konnte, stemmte seine riesigen Glieder und stand bolzengerade. Sein hübsches Pelzbaret hielt er in den Händen, daß seine blondroten Haare im Wind flatterten. Der alte Rüeiger nahm seine Bleckkappe ebenfalls vom kahlen Schädel, setzte sie auf seinen Bauch und faltete die Hände darüber. Dann zog er die buschigen Augenbrauen hoch, kratzte seinen grauen Bart und begann:

„Gott zum Gruß — und schönen Willkomm von meiner Herrin, die Euch, Ihr edeln Herren, vornehmlich Euch, Herr Abt, oben an der Mauer erwartet.“

Er winkte den Knechten, die vortraten: je zwei mit einer Art Sänfte. Der Abt und der Kranke setzten sich in den Tragtstuhl. Dann nahmen die Knechte die Sessel auf und trugen so die beiden den steilen Weg zur Burg hinan.

Als sie beim Tor der Burg ankamen, stiegen die beiden aus. Der alte Rüeiger und der junge Urfar gingen voraus. Dann kam der Abt mit seinem Schützling. Den Schluß machten die vier Schloßknechte.

Das eiserne Tor war weit geöffnet. Auch hier hingen schöne, golddurchwirkte Tücher herab, mit den Wappen der Peyer, Mandach und Julach. Der Tor-



Abendruhe.

Nach dem Gemälde von Hans Beat Wieland, Basel-München.



Silvesterpuk. Nach dem Gemälde (1898) von Hans Beat Wieland, Basel-München.

turm und alles war reich geschmückt, zum Teil vom vergangenen Osterfest her, zum Teil mit frischen Reisern. Innerhalb der Mauer standen die Dienstleute vom Schloß und viele Menschen aus den nahen Dörfern, die den Sulach verpflichtet waren. Ein Chor von Mädchen sang:

„Kyrie, eleison . . .“

Dann antwortete der Chor der Knaben:

„Christe, eleison . . .“

Die Kinder sangen fein leise, mit zarten Stimmchen, und ein paar ganz kleine Mädchen in langen, sauberen, weißen Hemdchen piepten mit. Die Buben setzten ihren Stolz darein, recht laut zu singen. Und ein paar Jöhren mit roten Backen und hellen Haaren, die mühsam gekämmt waren und noch vom Wasser tropften, gröhlten.

Der alte Rieger trat nach vorn, während er diesem und jenem der Bauern, die zu nahe standen, einen herzhaften Puffer gab.

Der riesige Urfar trat auf eine junge Magd zu, die zur Seite stand und ihm mit ihren hellen Blauaugen winkte. Sie hieß Hilla und war ebenfalls aus dem Dorfe Nohl. An Ostern hatte sie nach hergebrachter Sitte, ganz allein und unter tiefem Schweigen, unten am Rhein das Osterwasser geschöpft, das die Mädchen, die sich damit wuschen, schön machen soll.

Die Buben sangen noch immer.

Von der Halle her kam der alte Rieger zurück, immer noch Stöße austeilend, um für seine Herrin, Frau Barbara von Sulach, Platz zu machen.

Sie schritt würdig einher. Die weiße Tunika fiel in schönen Linien um ihre vollschlanke, mittelgroße Gestalt. Während die Linke die Falten des pelzverbrämten Mantels hob, legte sie nach Edelsitte zwei Finger der Rechten in die Brustschnur unterhalb der Halsgrube. Ihre offenen, in der Mitte gescheitelten, schönen, blonden Haare waren gesalbt. Auf dem Kopfe trug sie statt der Schapel einen Kranz von Veilchey.

Bei den Gästen angekommen, verneigte sie sich anmutig, küßte die Rechte des Abtes und reichte dann dem jungen Konventualen die feine, schlanke Hand. Aber Hamann, der noch nie mit Frauen verkehrt hatte, wußte nicht, was er machen sollte. Es entstand eine verlegene Pause. Der Mönch errötete und schaute mit seinen großen milden Augen verlegen und bewundernd in die saphirklaren Augen der achtundzwanzigjährigen Frau.

Sie lächelte gütig und sagte dann mit einer klaren, vollen Mittelstimme:

„Gott zum Gruß! Ich schätze den hohen Besuch, Herr Abt, und heiße Euch und Euer edles Patenkind willkommen in meinem Hause.“

(Fortsetzung folgt).